

Hannelore Deinert

**Wie Vögel im Sturm –
Ein Leben am Limit**

Roman

FRIELING

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Frieling-Verlag Berlin • Eine Marke der Frieling & Huffmann GmbH & Co. KG
Rheinstraße 46, 12161 Berlin
Telefon: 0 30 / 76 69 99-0
www.frieling.de

ISBN 978-3-8280-3353-5

1. Auflage 2016

Umschlaggestaltung: Michael Reichmuth

Bildnachweis: Collage der Autorin

Sämtliche Rechte vorbehalten

Printed in Germany

*Ist es die Vorsehung, die bestimmt,
wohin der Wind uns tragen wird?
Welche Ziele wir erreichen,
ob wir gewinnen oder scheitern?*

Elf Jahre waren vergangen, als Henning im Landratsamt die breite Treppe zum ersten Stockwerk hinaufstieg, seine Stimmung glich dem trüben Novembermorgen draußen, nasskalt und trostlos. Er war nicht freiwillig hier, wirklich nicht, man hatte ihn dazu genötigt. Er würde sonst von der Schule fliegen, hatten Rektor Ritter und Frau Simones, die Sachbearbeiterin für Familienangelegenheiten, gedroht. Wenn er die nur sah und ihre männlich tiefe Stimme nur hörte, dann war er schon bedient.

„Herr Steiger wird dir gefallen“, hatte sie in ihrem üblich nachsichtigen Tonfall gemeint. „Er ist nett, zumindest ein Gespräch solltest du mit ihm führen, damit du deinen guten Willen zeigst.“ Nette Leute aber waren Henning suspekt, sie waren hinterhältig und wollten ihn nur hereinlegen.

Henning ging durch den langen, mäßig beleuchteten Flur, am Zimmer Nr. 22 vorbei, es war das Zimmer von Frau Simones, ein Folterzimmer. Es war immer eine Folter gewesen, in diesem Zimmer neben Mama zu hocken und ihr weinerliches Gezeter anhören zu müssen, ohne weglaufen, sich verkriechen oder sich wenigstens die Ohren zuhalten zu können. Er musste immer ihre Vorwürfe und Anklagen gegen den Vater bestätigen, er tat es automatisch, ohne nachzudenken, damit er seine Ruhe hatte. Mama schmeichelte ihm erst und drohte ihm dann, wenn er nicht aufs Jugendamt mitkommen wollte. Aber erst, wenn sie ihm beispielsweise für seinen PC-Player ein neues Spiel versprach, dann kam er mit, schließlich konnte man sich auch von innen die Gehörgänge verbarrikadieren, Henning hatte Übung darin. Clair, seine Schwester, war fein raus, sie war zu klein gewesen, als sie noch hier bei ihm und Mama war, sie musste nie so wie er, der große Bruder, bekennen, zu wem sie gehörte, wer ihre Familie war, wen sie liebte oder verabscheute, nämlich den Vater, der Mama permanent tyrannisierte, erniedrigte, demütigte und bedrohte. Er, so behauptete Mama, ködere seine Kinder mit Geschenken, mit Versprechungen und tollen Ausflügen, die sie sich, wie sie Frau Simones überzeugend darlegte, bei dem geringen

Unterhalt, den er höchst unregelmäßig bezahle, nicht erlauben könne. Nur deshalb gingen die Kinder, wenn überhaupt, noch zu ihm. Henning widersprach dem nie, er nahm seinen Vater nie in Schutz, er verteidigte ihn nie, sagte nie, wie gut er sich bei ihm fühlte und wie schön es bei ihm war, jedenfalls bis diese Supernanny Susanne bei ihnen aufgetaucht war und ihn und Clair permanent therapieren wollte. Er hätte es tun sollen, er hätte Papa verteidigen müssen, er wusste es in seinem Innern, aber was hätte es gebracht, nichts, Mama hätte es nicht begriffen. Und so tat er eben, als wäre es eine lästige Pflicht, Papa zu besuchen. Gerd 1 hatte sich, wenn Mama ihre Anfälle bekam, in die Kneipe an der Straßenecke gedrückt und dort bei einem Glas Bier abgewartet, bis die Luft rein war, der Feigling. Und Mamas dritter Mann, Gerd 2, spaßigerweise hieß er auch Gerd, war stark und schlug schon mal zurück. Papa war anders gewesen, er war geduldig, er wollte Mama immer beruhigen, hatte es wenigstens versucht. Er stellte sich Mamas Zorn, stellte sich ihrer Wut, Papa war kein Feigling wie Gerd 1 oder gleichgültig wie Gerd 2. Aber Papa musste trotzdem ein rechthaberischer, streitsüchtiger, nachtragender, arroganter Sadist sein, denn Mama und Opa und alle anderen konnten sich ja unmöglich alle irren.

Das nächste Zimmer hatte die Nr. 24, auf dem Schild neben der Tür las Henning:

Sebastian Steiger, Psychotherapeut

Henning kaute unschlüssig an seinem abgenagten, dunkel umrandeten Daumnagel, noch hatte ihn keiner bemerkt, noch konnte er abhauen, konnte sich einen schönen Tag am Computer machen. Mama würde es nicht stören, sie hasste Seelenklempner genauso wie er. Andererseits hatte er es seiner Freundin Steffi versprochen und ihre Eltern hatten ihm mit Hausverbot gedroht und den Umgang mit ihrer Tochter verboten, wenn er es nicht tun würde. Also trat er, ohne anzuklopfen, kurz entschlossen ein.

Bei seinem Eintreten erhob sich ein schlanker Mann hinter einem Schreibtisch.

„Guten Morgen, Henning“, grüßte er freundlich, „schön, dass du gekommen bist. Bitte, setz dich doch.“

Henning ließ seine Schultasche neben dem lederbezogenen Stuhl vor dem Schreibtisch fallen und setzte sich, er musterte mit finsterem Blick den Mann, dessen Züge, dem Fenster abgewandt, im Schatten lagen. Obwohl er mit seiner schlaksigen Figur, den Jeans, dem Rollkragenpulli und den Sportschuhen, vor

allem wegen des schulterlangen, dunkelblonden Haares jugendlich wirkte, musste er doch schon einige Jahre auf dem Buckel haben, Henning registrierte die Linien auf seiner hohen Stirn und die unzähligen, lustigen Fältchen um seine freundlichen, grauen Augen, oder waren sie grün? Wenn er wie jetzt gewinnend grinste, zeigte er ein kräftiges, gesundes Gebiss.

Sebastian Steiger kannte die Geschichte des Jungen, mit dem er es jetzt zu tun bekommen würde, er hatte im Vorfeld seine Unterlagen bei Frau Simonen geholt und sie überflogen. Im Prinzip war es immer das Gleiche: Scheidung der Eltern, massives Stören des Schulunterrichts, Henning besuchte in der Gerbacher Gesamtschule die elfte Klasse des gymnasialen Zweigs. Er sei seinen Lehrern gegenüber frech, unverschämt und aufsässig, war zu lesen, er habe ein allgemein aggressives Verhalten, neige dazu, sich und andere zu verletzen, etliche Male sei er nach blutigen Auseinandersetzungen vor diversen Kneipen aufgegriffen worden, jedes Mal mit Cannabis, zweimal musste man ihn mit einer Alkoholvergiftung ins Krankenhaus einliefern. Das Jugendamt erwägte, Henning Dengler in eine Jugendanstalt einzuweisen, um seine beginnende Drogen- und Alkoholabhängigkeit effektiv behandeln zu können und ihn beizeiten in ein geregeltes Leben zurückzuführen. Die Mutter jedenfalls, selbst depressiv, war nicht in der Lage, mit dem Jungen fertigzuwerden. Sebastian Steiger vermutete, dass zumindest auch sie auf die Couch eines Therapeuten gehörte.

Er vermied es, den Jungen auffallend zu mustern, das brauchte er auch nicht, denn Henning Dengler war auch so kaum zu übersehen. Er gab sich den Anschein, als sei er nur auf dem Sprung hier und würde gleich wieder gehen wollen. Er war ein wenig pummelig, seine Gesichtsfarbe war fahl und pickelig, bei Jugendlichen nicht ungewöhnlich. Seine großen, dunklen Augen fanden keinen Ruhepol, sie irrten ständig umher, sein schulterlanges, dunkles Haar war ungepflegt, fettig, Seife und Wasser schienen bei ihm keine große Rolle zu spielen. Sebastian Steiger musste beim Anblick seiner schlottrigen Jeans grinsen, man hatte den Eindruck, gleich würde sie ihm endgültig über das Gesäß rutschen, der Schritt hing weit nach unten, die Hosenbeine fielen faltig und zerfranst auf die schmutzig grauen, abgetretenen Turnschuhe und gerieten beim Laufen unter deren Absätze, sodass die Hosenbeinränder im Auflösen begriffen waren, die losen Schuhbänder mussten bei jedem Schritt Stolperfallen sein.

„Ich glaube, Henning“, eröffnete Sebastian Steiger das Gespräch, „wir brauchen nicht lange um den heißen Brei herumzureden, du weißt es selbst, warum du hier bist, es läuft nicht alles rund bei dir, nicht wahr?“

Henning schaute auf seine Knie, die er mit seinen Händen umklammerte. „Wenn er mir zu blöd kommt“, dachte er, „dann bin ich so gut wie weg.“

„Es steht für dich viel auf dem Spiel, Henning“, fuhr Sebastian Steiger im sachlichen Ton fort, „nicht weniger als deine Zukunft. Deshalb sollten wir uns darüber unterhalten.“

„Was interessiert dich meine Zukunft, mir ist sie scheißegal“, dachte Henning grimmig und schaute betont desinteressiert am Therapeuten vorbei, zum kahlen Geäst hinter dem Fenster, an dem vereinzelt hartnäckige, dürre Eichenblätter hingen, dahinter ragte eine schmutzig graue, trostlose Hausfassade empor. Aber die eindringliche Stimme des Therapeuten und dessen dominante Gegenwart ließen es nicht zu, dass er sich gedanklich wegstellen konnte, widerwillig musste er ihn anschauen und ihm zuhören.

„Ich möchte, Henning“, meinte Sebastian Steiger unverändert ruhig, „dass du weißt, was du willst, dass du es dir bewusst machst, wohin die Reise gehen soll. Das liegt nämlich nur an dir, Henning, nicht an deinen Eltern, nicht an den Lehrern oder an irgendwelchen Umständen, nein, es liegt ausschließlich an dir, wie deine Zukunft aussehen wird, niemand sonst als du wird sie erleben. Noch bist du gesund, Henning, noch bist du gescheit, noch siehst du, wenn du dir Mühe gibst, passabel aus, noch kannst du einen guten Schulabschluss machen, vielleicht einmal studieren und einen guten Beruf ergreifen, der dir Freude und Erfüllung und natürlich auch Geld einbringen wird. Vielleicht willst du auch eine Familie gründen und Kinder haben. Aber Henning, die Weichen dazu musst du jetzt stellen, später ist es vielleicht zu spät.“

Sebastian Steiger holte aus einer Schrankbar zwei Gläser und eine Flasche Wasser, er schenkte die Gläser halb voll und schob eins davon Henning zu. Dann trank er einen Schluck und setzte sich wieder. Zufrieden stellte er fest, dass auch Henning an seinem Glas nippte und ihn dabei mit zusammengezogenen Brauen misstrauisch musterte. Seine Aufmerksamkeit schien er jedenfalls gewonnen zu haben, zumindest für den Moment.

„Wenn du aber beweisen musst, Henning“, fuhr er dann bedauernd fort, „wie trinkfest du bist und wie cool du das Kiffen findest, wenn es dir wichtig ist, abzutauchen in eine Traumwelt, in der es keine Probleme gibt, keine Enttäu-

schung, keine Herausforderung, in der du ganz ohne dein Zutun der Größte, Schönste und Unbesiegbare bist, wenn du also allmählich die Kontrolle über dich verlieren und irgendwann als Schnorrer in der Gosse landen willst, einsam, verwahrlost und krank, wenn du nach einem jämmerlichen, nicht allzu langen Leben an einer Leberzirrhose qualvoll sterben, sagen wir lieber, verrecken willst, dann sollten wir an dieser Stelle unser Gespräch abbrechen!“

Sebastian Steiger lehnte sich zurück, verschränkte die Arme und studierte abwartend Hennings Gesicht und seine Reaktion.

Henning schirmte sein Gesicht mit einer Hand ab, sein Kopf sank auf die Brust, er kämpfte offensichtlich mit den Tränen, dann stand er abrupt auf. „Okay!“, meinte er heftig, seine Mundwinkel zuckten. „Ich kiffe, ich saufe, bin an allem schuld und ich sehe scheiße aus, aber das geht nur mich was an. Es geht mir gut, ich habe Freunde, echte Freunde, alles andere ist mir scheißegal, ich brauche keinen Seelenklemmer!“

„Denkt deine Freundin auch so, Henning? Du magst sie doch, oder?“

Henning zögerte. Aha, dachte er wütend, jetzt gibt er sich zu erkennen, jetzt kommt er mit seiner Psychoscheiße.

„Gut, Henning!“ Herr Steiger nahm einen Bleistift zur Hand. „Sagen wir, ihr zuliebe am nächsten Freitag zur selben Zeit?“

Henning zuckte mit den Schultern und ging. Sebastian Steiger schaute nachdenklich auf die geschlossene Tür, der Junge war unendlich verletzt, fühlte sich unwert und verloren, er sehnte sich nach verlässlichen, stabilen Beziehungen, seine Freundin schien ihm einen gewissen Halt zu geben, im Moment noch. Sebastian Steiger war mit dem einseitig verlaufenden Gespräch nicht unzufrieden, der Junge würde wiederkommen, da war er sich sicher.

Eigentlich sollte Henning nach dem Besuch beim Therapeuten in die Schule gehen, es war zehn Uhr durch und gerade die große Pause, aber da heute Freitag war und es nur noch Mathe und Sport gab, nicht gerade seine Lieblingsfächer, schenkte er es sich kurz entschlossen. Der humorlose, immer beleidigte Mathelehrer Luchs, den er unlängst mit Arschloch betitelt hatte und der ihn seitdem auf dem Kieker hatte, würde ihn bestimmt nicht vermissen.

Zu Hause hatte er um diese Zeit seine Ruhe und konnte ungestört sein neues Computerspiel ausprobieren, ein Strategie-Kampfspiel mit einer unerhört guten Grafik und hohem Anspruch an Reaktion und Geschicklichkeit. Mama

schlief generell bis Mittag, sie hatte derzeit einen Nachtwächterposten irgendwo im Gerbacher Industriegebiet. Die Vorstellung, seine Mutter würde nachts mit angelegtem Gewehr auf einem düsteren Industriegeländer herumlaufen, rief bei Henning eine verächtliche Heiterkeit hervor, vor allem, wenn sie damit bei jeder Gelegenheit protzte, einfach peinlich. Gerd 2 war Lkw-Fahrer und selten daheim, Karo, die kleine Halbschwester, im Kindergarten, und Clair, die war nicht mehr da, sie war schon lange bei Papa in Duderstadt.

Am Ende von Kirchhausen, nah an einer gut befahrenen Landstraße, wohnten sie in einem zweistöckigen, schmucklosen Haus, das Brummen der Autos und der Lkws war noch bis nach Mitternacht zu hören, aber daran gewöhnte man sich.

Im Erdgeschoss befand sich eine Druckerei, im ersten Stock wohnten wohl die Betreiber, Henning wusste es nicht genau und es interessierte ihn auch nicht. Einziger Luxus am Haus war der im zweiten Stock befindliche, über die Vorderfront verlaufende, schmale Balkon, er ging zur Landstraße hinaus und hatte eine schlichte, sonnengebleichte Holzlattenverkleidung.

Hinterm Haus befand sich eine kleine, von Büschen umzäunte Grasfläche, die eigentlich als Spiel- und Bolzplatz für Clair und ihn gedacht gewesen war, aber sie hatten die brombeerumwucherten Halden und die Raine der Wiesen und Äcker dahinter bevorzugt, sie eigneten sich hervorragend zum Indianer- und Räuberspielen.

Henning hatte einen Hausschlüssel, und als er jetzt das Treppenhaus hinaufschlich, verfolgte ihn das dumpfe Poltern und Vibrieren der Druckerpressen bis hinauf zum zweiten Stock. Sein Zimmer war nur vom Treppenhaus aus zugänglich, was er als angenehm empfand, denn er blieb vom täglichen Familiengeschehen relativ unbehelligt. Außerdem hatte sein Zimmer, sowie die Küche daneben, eine Tür zum Balkon, was auch sehr nützlich war.

Henning schloss seine Zimmertür auf und hinter sich gleich wieder zu, er brauchte jetzt seine Ruhe. Achtlos schmiss er seine Schultasche neben seinem Schreibtisch auf den Boden, streifte die Schuhe ab und warf die Jacke auf das Bett, das noch von der Nacht zerwühlt war. Es roch muffig im Zimmer, Henning störte es nicht, er ließ den Computer, ein Konfirmationsgeschenk der Großeltern Baumann, hochfahren, schob das neue Spiel rein und der Tag war gerettet. Irgendwann würde er sich in der Küche ein Cola und ein Wurstbrot holen und hoffen, dass ihm Mama dabei nicht in die Quere kam, sie glaubte immer, mit ihrer bohrenden, ausdauernden Fragerei jeden Gedanken und jede

Gefühlsregung aus ihm herausquetschen zu müssen, das nervte, das brauchte er jetzt nicht. Nur Ulrich durfte ihn stören, jederzeit! Irgendwann würde er sich auf dem Handy, das er von Mama geerbt hatte, melden und sich mit ihm verabreden. Ulrich wohnte in der Nachbargemeinde, seine Mutter war stinkreich, sie hatte es längst aufgegeben, auf ihren Sohn, der ein stetiges Ärgernis für sie war, Einfluss zu nehmen oder erzieherische Maßnahmen zu ergreifen. Ulrich Weingard war sein Freund, sein allerbestester, und Steffi war seine Freundin.

Als Henning Dengler am nächsten Freitagmorgen das Arbeitszimmer von Sebastian Steiger betrat, sah der mit einem Blick, dass sich bei seinem Schützling rein äußerlich nichts verändert hatte, der gleiche finstere Blick und die gleiche Verwehrlosung, aber immerhin, er war gekommen.

„Schön, dass du da bist, Henning“, begrüßte er ihn freundlich und übersah Hennings zur Schau gestellten Missmut. „Setz dich doch. Wie geht’s dir?“

„Scheiße geht’s mir!“, antwortete Henning gereizt.

„Weil du zurzeit clean bist, nehme ich an? Willst du was trinken? Ein Wasser oder einen Kaffee?“

„Igitt“, murmelte Henning und verzog das Gesicht.

„Gut.“ Sebastian Steiger füllte Sprudelwasser in ein Glas und stellte es vor Henning auf den Schreibtisch. „Vielleicht erzählst du mir ein wenig von der Schule“, schlug er dann vor. „Warum du zum Beispiel so viel Ärger mit deinen Lehrern hast.“

„*Ich* habe keinen Ärger mit denen“, entgegnete Henning grob, „einige vertragen halt keinen Spaß. Sie sind einfach nur Arschlöcher und Zyniker, die mich auf dem Kieker haben.“

„Unter uns gesagt, Henning, ich glaube nicht, dass es allein an den Lehrern liegt, ich glaube eher, es liegt an deinem Verhalten. Daran kannst du was ändern, daran musst du sogar was ändern, du brauchst wohlwollende Lehrer und nicht umgekehrt, sie kommen wahrscheinlich ganz gut ohne Henning Dengler aus, ihnen kann es letztlich schnurzegal sein, ob du dumm stirbst oder nicht. Glaub mir Henning, die allermeisten Lehrer wollen Wissen vermitteln und jungen Menschen den Weg in ein gutes Leben ebnen, das ist ihre Mission, dafür werden sie bezahlt. Aber du musst es zulassen, Henning, du darfst nicht blockieren, du würdest dir nur schaden und deine Zukunft verscherzen, darüber haben wir schon gesprochen, nicht wahr? Nächstes Jahr machst du dein Abitur

oder eben nicht, dann werden die Würfel für dich zum großen Teil gefallen sein. Verstehst du, was ich meine?“

Henning war auf seinem Stuhl zusammengesackt, er sträubte sich gegen die beinahe kumpelhaften Worte des Mannes, der es offenbar gut meinte. „Ich bin ja nicht doof, ich finde es nur scheiße, dass ich immer an allem schuld sein soll“, grummelte er undeutlich mit gesenktem Kopf. „Ich hasse Schleimkriecher, es kotzt mich an, überheblichen Lehrern nur wegen guter Noten in den Arsch zu kriechen, ich finde das zum Kotzen.“

„Ja, Henning, ich auch“, Sebastian Steiger nickte verstehend. „Aber ich möchte wetten, dass du dich auch intelligenter verständlich machen kannst, nicht wahr? Überleg doch mal, was machst du, wenn dir einer absichtlich auf die Füße tritt und dir blöd kommt? Na, sag schon, wie reagierst du da?“

„Na, derjenige kriegt eins auf die Schnauze, was sonst!“ Henning ballte seine Hände.

„Genau. Und Lehrer reagieren da nicht anders, sie sind auch nur Menschen. Wie du mir, so ich dir, das ist ein Naturgesetz!“

„Ich kann die Arschlöcher trotzdem nicht leiden!“, grummelte Henning unsicher, ihm schwante sehr wohl, dass sein Gegenüber recht hatte.

„Gut, Henning, ich glaube, wir haben uns verstanden. Könnten wir uns dahin gehend einigen, dass du bis zu unserem nächsten Termin, also in einer Woche, deinen Wortschatz besonders deinen Lehrern gegenüber überdenkst? Versteh es als Experiment und beobachte, wie sie darauf reagieren. Ich glaube, du wirst dich wundern.“

Sebastian Steiger stand auf und gab Henning, der sich aus seinem Stuhl hochrappelte, die Hand. „Alles Gute, Henning, wir seh’n uns!“

Henning war ein wenig außer Atem, als er am Freitagmorgen, nun schon das dritte Mal in Folge, das Arbeitszimmer von Sebastian Steiger betrat, er war mit dem Fahrrad gekommen. Das Zimmer Nr. 24 war ihm fast schon vertraut, Henning vergaß beinahe, dass der sympathische Mann, der Zeit und Interesse für ihn fand, ein Therapeut war, er war ihm so etwas wie ein angenehmer Gesprächspartner und Berater geworden. Jedenfalls war es bei ihm weitaus entspannter, fand er, als stattdessen im Kunstunterricht dämliche Tonköpze zu modellieren.

„Morgen“, grüßte er, warf seine Schultasche neben den lederbezogenen Stuhl, zog seine Jacke aus und packte sie mit seiner Mütze und dem Schal über

die Stuhllehne. Dann lümmelte er sich auf den bequemen Stuhl und schaute sein Gegenüber mit einem herausfordernden „Hier-bin-ich-also-Blick“ an.

„Schön, dass du da bist, Henning“, begrüßte ihn Sebastian Steiger, „wie geht's dir? Hattest du eine gute Woche?“ Es war nicht so dahingesagt, das spürte Henning, dieser Mann wollte es wirklich wissen, das musste man schon sagen.

„Geht so“, grummelte er. „Lehrer Luchs ignoriert mich immer noch, obwohl ich kein Wort zu ihm gesagt habe, dieses Arschloch!“

„Er traut dem Frieden noch nicht, Henning“, schmunzelte Sebastian Steiger, „mit Recht, die Schimpfwörter sitzen dir immer noch locker auf der Zunge, nicht wahr? Magst du einen heißen Tee? Es ist heute Morgen recht frisch draußen, nicht wahr?“

„Ja, gern.“ Henning bekam ein Glas Tee vor sich auf den Schreibtisch gestellt, er wärmte seine klammen, roten Finger daran, dann ließ er den würzigen, heißen Tee schluckweise durch seine Kehle rinnen.

„Was mich heute interessieren würde, Henning“, hörte er Sebastian Steiger sagen, „wie stehst du zu deinem Vater, besuchst du ihn regelmäßig oder gelegentlich?“

Henning vergrub sich tiefer in den gepolsterten Stuhl, er hatte die Teetasse abgestellt und schlug wie frierend die Arme um sich.

„Erzähl es mir, Henning, erzähl mir alles, lass deine Erinnerungen zu, befreie dich von ihrem Druck, damit du wieder atmen kannst.“ Die Stimme des Therapeuten war sanft, sehr einfühlsam, Henning schaute versonnen auf den rötlich schillernden Tee in der Glastasse, er vergaß, wo er war und bei wem und fing zu erzählen an. Er erzählte von sich und der kleinen Schwester, *wie sie unter einem stämmigen Apfelbaum stehen und hochschauen zur kräftigen, kleinen Krone, wo an belaubten Zweigen winzige, grüne Äpfelchen hängen. Clair ruft etwas hinauf, sie ist ungeduldig, will auf die Leiter steigen, die am Baumstamm lehnt, will hinauf zu dem Bretterviereck, das von Querbrettern zusammengehalten wird. Dort, wo nach dem kräftigen, kurzen Stamm starke Zweige auseinanderstreben, kann man es klopfen und hämmern hören. „Bin gleich so weit!“, hört man Papas Stimme, „das letzte Brett ist dran, bei der Wandbekleidung könnt ihr hochkommen und mir beim Festnageln helfen!“ Papas Beine erscheinen, sein lachendes Gesicht, seine kräftigen Hände greifen nach dem schmalen Brett, das sie ihm zureichen, dann dürfen auch sie hinaufklettern. Sie sitzen nebeneinander auf dem Bretterboden ihres zukünftigen Baumhauses und schauen stolz über die Rasenfläche zum Gartenhaus hinüber, aus*

dem Papas Freundin Susanne mit einem Korb im Arm herauskommt, sie wandert über die Wiese zu ihnen herüber und reicht den Korb hoch, es liegen belegte Brote und Flaschen mit Apfelsaftschorle drin, es mundet köstlich, oben im grünen Geäst. Susanne schaut hoch, sie will auch heraufkommen, aber leider ist nicht genug Platz für sie, sie schlendert schmollend zurück zum hübschen Holzhaus, das am Ende des Gartens, zwischen blühenden Büschen, steht, eine Schaukel steht daneben.

Auch dieses Mal wird das Baumhaus nicht fertig, denn sie müssen am Nachmittag ihre Taschen packen, sie müssen pünktlich sein und dürfen nichts vergessen, sonst wird Mama furchtbar ärgerlich und schimpft. Ja, und dann müssen sie heimfahren. Auf halbem Weg, auf einem großen Autobahnrastplatz nehmen sie Abschied von Papa, für zwei lange Wochen, mindestens. Sie steigen wieder in das große Auto der Großeltern Dengler und fahren mit ihnen zurück nach Kirchhausen, zur Mama, und Papa fährt allein zurück in das Gartenhaus und zum Baumhaus. Mama wäre es lieber, sie würden erst gar nicht fahren, die ganze Fahrerei wäre unnötig und würde nur ihre Pläne durcheinanderbringen, das könne man sich wirklich ersparen. Also, das findet Henning nicht, aber es gibt ihm zu denken.

So entscheidet er sich bei Papa zu bleiben, beim Baumhaus und dem Garten und der sorglosen Zeit. Er sagt es Papa beim nächsten Besuch, kurz vor der Rückfahrt, sie sitzen im Blockhaus, Clair, Papa, er und auch Susanne, die er nicht mag. Papa freut sich nicht, er scheint betroffen zu sein. „Hast du nicht gesagt, Papa“, fragt er verunsichert, „du würdest dich freuen, wenn wir bei dir sind und bei dir bleiben wollen? Hast du das nicht gesagt?“ Papa kraut sich das etwas stoppelige Kinn und schaut betreten drein. „Komm her, Henning“, sagt er dann und drückt ihn fest an sich. „Weiß der Himmel, ja, es wäre das Allerschönste für mich.“ Susanne guckt komisch und räuspert sich und Henning wiederholt es: „Ich will bei dir bleiben, Papa!“

„Und du, Clair?“, fragt Papa. „Willst du auch hierbleiben, bei mir?“ Clair drückt herum und rutscht unruhig auf ihrem Stuhl herum, für sie gibt es, seit Papa nicht mehr alleine ist, keinen zwingenden Grund mehr, hierzubleiben. „Nein“, entscheidet sie, „ich fahr lieber wieder heim.“

„Ich nicht“, wiederholt Henning, „ich bleib jetzt bei dir, Papa!“

Er ist so froh, so erleichtert, er glaubt, jetzt wird alles gut. Bevor sie losfahren, ruft Papa bei Opa und Oma Dengler an und gibt Bescheid, dass sie nicht auf halbem Weg kommen und die Kinder abzuholen bräuchten, er werde sie selbst nach Gerbach bringen, weil er morgen mit Henning aufs Jungendamt müsse, Henning wolle nämlich bei ihm bleiben, alles Weitere später und sofort. Dann ruft er auch Mama an.

Papas Freundin Susanne sitzt am Steuer, sie fahren auf der Autobahn Richtung Süden, Richtung Mama, Papa sitzt zwischen ihm und Clair auf dem Rücksitz, er sieht bedrückt aus. „Freust du dich nicht, Papa, wenn ich jetzt bei dir bleibe?“, fragt Henning verwundert und durchforscht sein ernstes Gesicht. „Du glaubst gar nicht, Henning, wie sehr es mich freut“, beteuert Papa, aber in seiner Stimme liegt ein Bedauern, eine Trauer, Henning spürt es genau. „Weißt du“, meint Papa, „es reicht nicht, wenn du es willst und wenn du es mir sagst, du musst es auch deiner Mutter sagen und morgen im Jugendamt Frau Simones!“

„Warum?“, fragt er erschrocken.

„Nun, weil es eben vom Richter bestimmt worden ist, dass ihr bei eurer Mutter wohnt. Wenn du dem Richter aber sagst, Henning, dass du nun bei mir bleiben willst, dann wird er seinen Beschluss ändern. Aber, Henning, du musst es ihm sagen, verstehst du?“

Das ist schlimm, sehr schlimm, ein schier unerträglicher Gedanke, den er weit weg schiebt. Clair weint, sie will, dass er mit nach Hause kommt, das beunruhigt ihn.

Aber dann kommt alles anders. Am nächsten Morgen erklärt er im Jugendamt Frau Simones standhaft, dass er nun bei seinem Papa bleiben will, aber da drückt sie ihm den Telefonhörer in die Hand und er hört Mamas Stimme, ja, und dann ist seine Kehle wie zugeschnürt und sein Herz rast wie verrückt, er ist nicht mehr er selbst, als er mit fremder Stimme krächzt: „Hallo, Mama.“ „Hallo, Henning!“ Mamas vertraute Stimme klingt traurig, entsetzlich traurig. „Kommst du jetzt heim?“, fragt sie. „Ich habe gestern Abend auf euch gewartet, ich hab euch so vermisst. Sascha (ein Schulfreund) wartet heute auf dich, du weißt doch, ihr habt euch verabredet, ihr wollt Pfeilbögen bauen. Wir müssen auch noch für Opa ein Geschenk besorgen, er hat am Donnerstag Geburtstag, das weißt du doch. Kommst du bitte gleich, Henning? Ich warte auf dich! Bis gleich, Henning, bitte, bis gleich!“ Er glaubt ein unterdrücktes Schluchzen am anderen Ende der Leitung zu hören und sagt schnell: „Ja.“ Aber zugleich spürt er eine furchtbare Enttäuschung, er weiß, er hat eine unwiederbringliche Chance verspielt, die einzige vielleicht. Frau Simones nimmt ihm den Hörer aus der Hand und legt auf. Es ist vorbei. Er muss den ganzen Weg bis nach Kirchhausen weinen, Clair versteht es nicht, sie schaut ihn die ganze Zeit über verwundert an. Vorm Haus der Großeltern trocknet ihm Papa das Gesicht und putzt ihm die Nase. „Wir werden telefonieren, Großer, sei tapfer, übernächste Woche sehen wir uns wieder, zwei Wochen vergehen schnell. Seid brav und bleibt

gesund und denkt daran, euer Papa hat euch lieb.“ Er drückt und küsst ihn und Clair, dann steht Mama mit verheultem, vorwurfsvollem Gesicht vorm Auto und Papa fährt weg, er hat ihm nicht geholfen, mit keinem einzigen Wort. Er schaut dem davonfahrenden Auto nach, aber da führt Mama ihn und Clair rasch durch den Garten ins Haus

Henning stöhnte, jemand rief seinen Namen, berührte ihn, er schaute wie erwachend in die aufmerksamen, mitfühlenden Augen von Sebastian Steiger, dann richtete er sich steif aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf.

„Dein Vater liebt euch sehr, Henning, dich und deine Schwester“, hörte er ihn ruhig sagen. „Hat deine Mutter es dir verziehen, dass du sie verlassen wolltest? Wie hat sie darauf reagiert?“

„Überhaupt nicht, wir haben nie darüber gesprochen“, sinnierte Henning. „Sie war danach schrecklich lieb, sie glaubte uns ständig darauf hinweisen zu müssen, wie wichtig wir für sie sind, nun, das stimmt ja auch. Aber sie war auch irgendwie bedrückt, ich dachte, das läge daran, dass sie ein Baby erwartete. Papa erreichte uns danach selten, manchmal auf dem Handy, dann wollte er wissen, wie es mir und Clair geht und was wir so machen. Unsere gemeinsamen Wochenenden verpassten wir oft oder vergaßen sie ganz, was uns im Nachhinein leid tat, später nicht mehr so. Papa hatte ja eine Freundin, er würde auch nicht immer an uns denken, vielleicht hatte er uns auch vergessen. Mama jedenfalls war davon überzeugt.

Nach der Therapiestunde radelte Henning nach Gerbach in die Gesamtschule und schloss sich dort still seinen Klassenkameraden an, die nach der großen Pause mit anderen Schülern in die Klassenräume zurückströmten. Sie hatten bei Frau Amtor Deutsch, eine der wenigen Lehrerinnen, die sich nicht so leicht aus dem Konzept bringen ließen. Aber Henning ließ das Gespräch mit dem Therapeuten nicht los, seine Gedanken irrten immer wieder in jene Zeit zurück, die er glaubte überwunden und verschmerzt zu haben. Er spürte wieder jenes bedrückende Gefühl der Verlassenheit, ja, der Bodenlosigkeit, das ihm die Luft abwürgte, nein, das brauchte er nicht mehr, diese verzehrende Sehnsucht nach Geborgenheit, nach dem Vater, und die Angst, er könnte nicht mehr kommen, er könnte ihn und Clair vergessen. Alle glaubten das, auch Mama, vor allem sie. Nein, Henning hatte es überwunden, seine Freunde halfen ihm dabei und das Kiffen und Saufen. Sie halfen die Welt im Gleichgewicht zu halten, wenigstens

für eine Weile, das große Kotzen danach war schnurzegal, die befristeten Kneipverbote, wenn die Toiletten vollgekotzt waren, auch. Was soll's, dachte er, auf Parkbänken lässt es sich genauso gut kiffen und saufen, besoffen und bekifft fror man nicht, dann war alles paletti.

Nach der Schule schwang sich Henning auf sein Fahrrad und spurtete los, er schaute nicht nach rechts und links, wollte nur heim, allein sein mit seinen aufgewühlten Gedanken und Gefühlen.

„Hey, Henning, was ist los?“, rief ihm Ulrich, sein Freund, erstaunt nach, als er so überstürzt und ohne ein Wort davonradelte. „Wollten wir nicht in der Videothek den neuen James Bond holen?“ „Später!“, rief Henning über die Schulter zurück. „Ruf mich an!“

Und schon hetzte er auf dem Fahrradweg Richtung Kirchhausen davon.

In seinem Zimmer warf er sich auf sein Bett, seinen geliebten Computer würdigte er mit keinem Blick. Er schloss die Augen, in seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Er zwang sich ruhig zu werden, wartete ab, bis sein Herz eine normale Frequenz erreichte. Was verdammt noch mal war los, was war passiert, was in aller Welt hatte ihn so aus dem Konzept gebracht, ihn so zurückgeworfen?

Er fühlte wieder, wie verdammt weh es getan hatte, als er Papa nicht mehr sehen konnte oder nur noch selten, er hatte ihn so vermisst. Aber dann hatte ihn der Fußballverein in Beschlag genommen, obwohl er nie wirklich ein guter Spieler gewesen war, das konnte man nicht behaupten. Die vielen Freundschaftsspiele mit den benachbarten Vereinen, die Kindergeburtstage, die Familienfeiern, ja, Henning vergaß seinen Vater zwischendurch und auch sein Herzweh, er vergaß die Wochenenden mit Papa. Aber der tauchte immer wieder auf, überall. Er stand überraschend neben dem Fußballfeld und feuerte ihn an oder tröstete ihn nach dem Spiel, wenn er sich wehgetan hatte oder enttäuscht war über eine Niederlage. Dann war er mächtig stolz auf seinen Papa gewesen, er war der Beste, das konnte jeder sehen. Papa kam zu seiner Konfirmation, saß unsichtbar zwischen den vielen festlich gekleideten Leuten, Henning sah ihn erst, als er mit den anderen Konfirmanden aus der Kirche kam, er stand gegenüber der Straße, auf dem Gehweg und winkte ihm zu, die Großeltern Dengler waren auch da gewesen. Auch bei Clairs Einschulung war Papa da, er wartete mit Susanne, die eine Rose für Clair mitgebracht hatte, bis er Clair zu ihrer Einschulung beglückwünschen konnte. Papa saß bei Theateraufführungen unter den Zuschauern, wenn Clair zum Beispiel mit ihrer Ballettgruppe auftrat und furchtbar stolz auf

ihr rosa Tutu war. Mama fand es unnötig, ja störend, wenn Papa kam, wenn er beispielsweise in der Schule bei den Elternsprechtagen auftauchte, er verpasste kaum einen. Henning hatte es gefreut, sein Papa war da, er verschwand nicht einfach wie andere Väter, so wie der von seinem Freund Ulrich zum Beispiel. Vor allem die Ferien waren bei Papa schön gewesen, die Fahrradtouren zum See, wo sie badeten oder sich ein Schlauchboot mieteten, von dem aus man schwimmen und tauchen konnte, oder wenn sie bei ihren Wanderungen auf Felsen kletterten oder Höhlen erforschten, mit Papa unterwegs zu sein war aufregend und abenteuerlich. Ja, bis eben Susanne kam, die Schnepfe, die anfangs alles mitmachte und dann alles versaute mit ihrem ständigen Nörgeln und ihren seltsamen Therapieritualen und ihrem autogenem Training, da hätten sie ja gleich zu Hause bleiben können. Immer mal hatte er versucht, sie zu vergraulen oder abzuschrecken, er setzte ihr beispielsweise einen großen, schwarzen Käfer in die Brotzeitbox oder Clair und er bemalten sich mit ihrem Schminkkram wie Indianer auf dem Kriegspfad oder legten Monsterspinnen zwischen ihre Wäsche. Die armen Viecher mussten sinnlos ihr Leben lassen, denn Susanne ließ sich nicht nachhaltig erschrecken, sie machte zwar jedes Mal einen Riesenauflauf, aber sie blieb. Mama mochte die Ausflüge mit Papa nicht, was schimpfte und keifte sie jedes Mal, wenn sie am Sonntagabend mit dreckigen Klamotten zurückkamen. Am schlimmsten war es, wenn der ICE Verspätung hatte, das kam oft vor, dann lief sie aufs Jugendamt und beschwerte sich bei Frau Simones, manchmal musste er mitkommen und irgendwas bestätigen. Wenn sie gewusst hätte, dass Clair und er einmal eine Weile auf dem zugigen Bahnsteig von Göttingen auf Papa hatten warten müssen, ojemine. Dann war er, zwei Stufen auf einmal nehmend, atemlos von der Bahnunterführung heraufgestürmt und hatte sie erleichtert und ein wenig schuldbewusst in die Arme geschlossen, nein, das konnten sie der Mama natürlich nicht sagen. Henning verstand es mit der Zeit, sich aus den meisten Querelen auszuklinken, indem er sich in sein Zimmer einschloss, sich auf sein Bett warf, den Kopfhörer aufsetzte und die Lautstärker bis zum Gehtnichtmehr aufdrehte, da brauchte er nichts mehr zu sehen und zu hören, das half, um nicht verrückt zu werden.

Jemand klopfte an seine Tür. „Henning!“, hörte er seine Halbschwester Karoline rufen. „Bist du da? Wir wollen essen!“ Henning blieb mit im Nacken verschränkten Armen liegen.

„Ich komme gleich“, antwortete er schläfrig.

„Wenn du dein Taschengeld haben willst, Henning, würde ich an deiner Stelle sofort kommen. Hernach ist Mama nicht mehr da!“

„Ja, verdammt noch mal, ich komme schon!“

Clair wohnte nun schon seit drei Jahren bei ihrem Papa in Duderstadt, in dem bäuerlichen Haus, das er sich mit seiner neuen Frau in einem Duderstädter Vorort gekauft hatte. Sie besuchte ihre Mutter in Kirchhausen regelmäßig, darauf bestand Papa, er ließ es nicht gelten, wenn sie keine Lust auf stundenlanges Bahnfahren hatte, zumal Mama sowieso mehrmals in der Woche anrief, was lästig genug war.

Anfangs fühlte sich Clair in der neuen Familie, mit Papas neuer Frau Franziska und ihren drei Kindern, recht wohl, auch in der Schule von Duderstadt. Aber seit der Konfirmation hatte sich das gründlich geändert, es wurde ihr alles zu viel, die Aufgaben, die ihr im Haus aufgebremmt wurden, der Druck in der Schule, die Erwartungen von Papa, überhaupt alles.

Clair war ein lebenshungriger, fast könnte man sagen, lebensgieriger Teenager, immer auf der Suche nach dem besonderen Kick. Durch ihr offensichtlich schauspielerisches Talent fiel es ihr leicht, sich größtenteils mühelos durchzusetzen, aber nicht so bei ihrer Ziehmutter und auch nicht beim Vater, der sie leider zu gut kannte. Nichtsdestotrotz wurde ihr, um sie zu motivieren – Clair glänzte in der Schule nicht gerade durch Ehrgeiz und Ausdauer – vieles ermöglicht. Sie durfte zum Beispiel einen Tanzkurs in Modern Dance belegen und brauchte dazu natürlich das passende Schuhwerk und die Klamotten. Danach glaubte Clair sich lieber in Querflöte spielen erproben zu müssen, also wurde eine Querflöte angeschafft, eine aus zweiter Hand zwar, aber dennoch ein ziemlich teures Experiment. Als auch das langweilig wurde, brauchte sie wegen des langen Schulwegs ein Mofa, unbedingt, auch das bekam sie. Aber bald schon ließ sie es mit leerem Tank an einer Tankstelle stehen, weil es der Tankwart dummerweise nicht noch einmal umsonst auftanken wollte. Es gab Zoff und Tränen, weil Papa es nicht mehr einsehen wollte, dass manche Dinge eben notwendige Lernerfahrungen seien, klar, dass ihn dabei die Ziehmutter kräftig unterstützte. Er verweigerte sich beim nächsten größeren Wunsch und meinte lakonisch, wenn ihr das Taschengeld nicht ausreiche – es war wirklich lächerlich wenig und reichte eben mal für einen Kinobesuch und höchstens noch für ein Eis –, dann könne sie sich gerne mit Rasenmähen oder Straßenfegen oder Zeitun-

gen austragen etwas dazuverdienen. Er selbst hätte das auch getan und da wäre er noch wesentlich jünger gewesen als sie. Papa hatte keine Ahnung, er lebte noch im vorigen Jahrhundert, ihre Freunde würden sich kugelig lachen, wenn sie Zeitungen austragen würde. Obwohl, echte Freunde hatte Clair eigentlich nicht, sie bemühte sich auch nicht besonders darum, einzig und allein an ihrem Bruder Henning und an der kleinen Halbschwester Karoline hing sie mit uneingeschränkter Liebe.

Als sie an diesem Freitagabend von Mama und Karoline vom Hanauer Bahnhof abgeholt wurde, erzählte Karoline gleich, dass Henning mit einer lebensgefährlichen Alkoholvergiftung im Weinstädter Krankenhaus liege, weil er sich in der vergangenen Nacht mit einigen Gymnasiasten ein Komasaufen geliefert habe. Mama sei deshalb sehr traurig, meinte Karoline bekümmert. Clair nahm ihre Schwester in die Arme und schaute zur Mutter, die am Steuer saß, sie konnte sich ihre gewohnt vorwurfsvolle Miene mit den herabgezogenen Mundwinkeln gut vorstellen.

Clair wollte so bald wie möglich zu Henning ins Krankenhaus, sie wollte allein mit ihm reden, ohne Mama und der Halbschwester. Sie erinnerte sich an Leo Bittner, sie waren früher befreundet gewesen, ein wenig. Jedenfalls wusste sie, dass er seit der Konfirmation ein Mofa besaß, vielleicht konnte er sie gleich morgen früh nach Weinstadt rüberfahren. Leos Nummer befand sich noch in ihrem Handyspeicher, kaum zu Hause in ihrem Zimmer versuchte sie ihn zu erreichen. Als sie seine Stimme hörte, war sie erleichtert. „Hallo, Leo, ich bin's, Clair! Ja, ich besuche gerade meine Mutter. Es geht mir gut, danke. Hast du dein Mofa noch, Leo? Das ist gut. Vielleicht kannst du mich morgen früh rüber nach Weinstadt fahren, Henning liegt dort im Krankenhaus. Bitte, Leo, es ist sehr wichtig! Ja, meine Mutter wohnt noch über der Druckerei an der Landstraße. Morgen früh um zehn, das ist lieb, Leo! Danke!“

Clairs Stimme zitterte ein wenig, sie hatte Angst um ihren Bruder, vielleicht musste er sterben. Er war in Lebensgefahr, hatte Karoline gesagt.

Als sie am nächsten Morgen unten auf der Straße Leos Mofa heranrattern hörte, eilte sie gleich hinunter, auf dem Küchentisch hatte sie einen Zettel mit dem Hinweis hinterlegt, dass sie bei einer Freundin sei.

„Wir müssen nach Weinstadt ins Krankenhaus, Leo“, erklärte sie ihrem ein-

stigen Schulfreund. „Henning, der verrückte Kerl, hat sich derart besoffen, dass man ihn letzte Nacht dort einliefern musste. Ich muss gleich zu ihm, weißt du, ich muss wissen, was los ist und wie es ihm geht. Von Mama erfährt man ja nichts, sie jammert und beklagt sich nur andauernd.“

Sie stülpte sich den Helm über den Kopf, den ihr Leo reichte, und setzte sich hinter ihm auf das Mofa. Leo wendete und fuhr zurück zur Hauptstraße, die nach dem Ort zur Landstraße wurde. Sie verlief neben dem Kirchhausner Forst, dann kurvig zwischen Stoppelfelder und Wiesen bis nach Weinstadt. Während ihr der kalte Fahrtwind kräftig ins Gesicht blies, ließ Clair ihren Tränen freien Lauf.

Sie erreichten das mehrstöckige, moderne Klinikum auf dem Berghang, es überragte das idyllisch gelegene Örtchen Weinstadt. Leo ließ sein Mofa neben dem Haupteingang rollen, hielt dort an und sie stiegen ab. Clair drückte ihm einen Kuss auf die Wange.

„Danke, Leo! Ich bin gleich zurück.“

Leo schaute ihr nach, wie sie die Treppen zum Eingang hinaufeilte und darin verschwand. Er schlenderte wartend herum und vertrieb sich die Zeit damit, den schnell ziehenden, dunklen Wolkenbänken zuzuschauen, die unten im Ort fliehende Schatten über Dächer und Giebel huschen ließen. Leo wusste aus Erfahrung, auf Clair zu warten erforderte Geduld. Um zwei Uhr hatte er in Gerbach ein Vorstellungsgespräch bei einer möglichen Ausbildungsstelle, das durfte er auf keinen Fall verpassen.

Clair sah sich in der nüchternen Eingangshalle des Krankenhauses um, sie vermied es tief einzuatmen, sie hasste den Geruch von Chloroform und Desinfektionsmittel, von Krankheit eben. Die weiß gekleidete Frau hinterm Schiebefenster der Anmeldung wusste anscheinend Bescheid über ihren Bruder, sie schaute Clair, als sie seinen Namen nannte, prüfend und kühl an.

„Erster Stock, Zimmer Nr. 5“, sagte sie, ohne zu lächeln.

Clair rannte die Treppe zum ersten Stock hinauf. Durch das Fenster am Ende des langen Flurs flutete graues Tageslicht herein, es war niemand zu sehen. Sie ging auf dem spiegelblanken Linoleumboden von Tür zu Tür, Zimmernummer 1, 3, dann 5, kalte, gefühllose Metallzahlen, die sie unwillkürlich an die verhassten Schulnoten erinnerten. Letzte Woche erst hatte sie eine Fünf zurückbekommen, in Mathe, pfeif drauf. Mathe war öde, wer brauchte so was schon. Papa durfte davon nichts wissen, er bestand dann nur wieder eklatant

darauf, dass sie zu Hause blieb und übte, dann würde er wieder eine Weile ihre Hausaufgaben kontrollieren wollen, sie war doch kein Kleinkind mehr. Auf die Oberstufe wollte sie sowieso nicht, also wozu der ganze Stress.

Clair biss sich auf die Unterlippe, klopfte an die Tür mit der Nummer fünf und öffnete sie entschlossen.

Der kahle, weiße Raum lag im Halbdunkel, die grauen, schweren Vorhänge an den beiden großen Fenstern gegenüber waren halb zugezogen, aus den Betten, an jeder Seite drei, die in den Raum hinein standen, starrten ihr griesgrämige, blasse Gesichter entgegen. Nur rechts im letzten Bett vor dem Fenster regte sich nichts. Clair ging rasch darauf zu und schaute besorgt in das schlafende, bleiche Gesicht ihres Bruders, wie klein und schutzlos es wirkte. Hennings Augen waren dunkel umrandet und wirkten eingefallen, fast wie bei einem Greis, dachte Clair betroffen, sein rechter Arm lag kraftlos auf dem Laken, an seiner Armbeuge hing ein mit einem Pflaster fixierter, transparenter Schlauch, der zu einer durchsichtigen, an einem Metallständer hängenden Flasche neben dem Bett führte.

„Henning?“, flüsterte Clair voller Mitleid. Henning schlug die Augen auf und als er seine Schwester erkannte, lächelte er matt. Dann rannen Tränen über seine mit dunklem Flaum umschatteten Wangen.

Clair umarmte ihn vorsichtig. „Was machst du für einen Quatsch, Henning? Was hast du dir bloß dabei gedacht, dich derartig zu besaufen!“

„Du musst mir helfen, Clair“, flüsterte Henning weinerlich, „ich muss hier raus, bevor Mama kommt.“

Henning streifte den Schlauch von seinem Arm und versuchte sich aufzurichten, stöhnend sank er auf das Kissen zurück.

„Immer mit der Ruhe, Henning, du hast eine Alkoholvergiftung, schon vergessen? Man hat dich hier in der vergangenen Nacht im Delirium eingeliefert.“

„Wo ist Steffi, Clair, kommt sie auch?“ Henning stützte sich stöhnend auf seine Ellenbogen. „Oder darf sie nicht kommen, haben es ihre Eltern verboten? Ich muss mit ihr reden, sie um Verzeihung bitten!“ Er schlug die dünne Bettdecke zur Seite und griff nach seinen Klamotten, die über einem Stuhl hingen.

„Leg dich wieder hin, Henning“, Clair zwang ihren Bruder sanft aufs Bett zurück und deckte ihn bis zum Kinn zu, Henning schaute ergeben zu ihr auf. „Ich will Steffi nicht verlieren, weißt du, sie hat mir schon so oft vergeben. Ich bin ein verdammter Loser, sie kann froh sein, wenn sie mich los ist. Bitte, Clair, hol sie, sie muss mir noch einmal verzeihen!“

Clair strich ihrem aufgeregten Bruder besänftigend über die Stirn. „Keine Sorge, Henning, ich geb ihr Bescheid, ich red mit ihr“, versprach sie. „Ihre Eltern brauchen nichts zu erfahren. Ich hol jetzt die Schwester, damit sie dir den Schlauch wieder anlegt.“

Henning lag matt auf dem Kissen und schaute seine Schwester mit traurigen Augen an.

„Bitte, Clair, bleib noch, wenigstens bis Mama kommt. Ich kann ihr Gejammer jetzt nicht abhaben.“

„Hm, ein wenig musst du schon für deine Unvernunft büßen, Henning“, meinte Clair streng. „Aber ich komme wieder, wenn du morgen nicht entlassen wirst, dann gleich in der Früh, versprochen. Ich werde heute noch mit Steffi telefonieren ... und mit Papa.“

„Mit Papa? Warum mit ihm?“

„Du hast recht, mit ihm nicht, sonst kommt er gleich wieder angedüst. Erhol dich und sei schön brav, dann darfst du morgen bestimmt raus. Ich geb der Schwester wegen des Schlauchs Bescheid, okay?“

Sie verließ das Krankenzimmer, gab der Stationsschwester wegen des Infusionsschlauchs Bescheid und lief die Treppe hinunter.

Ich muss es Papa sagen, überlegte sie und trat erleichtert in den grauen, frischen Novembertag hinaus, bevor er es von jemand anderem erfährt. Er wird es erfahren, Papa erfährt alles, er hat so seine Quellen. Ärger hin, Ärger her, er muss es erfahren, heute noch, und zwar von mir.

Als Isabell, Hennings Mutter, wenig später im Krankenhaus eintraf, war Henning nicht mehr da. Er hatte einen Mann, der entlassen und abgeholt worden war, gebeten, ihn mitzunehmen.

Als Henning am Freitagmorgen das Arbeitszimmer von Sebastian Steiger betrat, war dieser erleichtert. Frau Simones hatte ihn von dem neuerlichen Absturz seines Schutzbefohlenen unterrichtet und war der Meinung gewesen, dass es nun an der Zeit wäre, den Jungen einzuweisen, er müsse, wenn er sich je wieder fangen sollte, ärztlich behandelt werden!

Sebastian Steiger hatte abgewinkt. „Man darf nicht gleich zu viel erwarten, Frau Simones“, hatte er eingewendet. „Wenn Henning zu den Sitzungen kommt, ist er auf einem guten Weg, trotz der Rückschläge. Keiner weiß, wie er auf eine Einweisung reagieren würde.“

Und jetzt war er da, Sebastian Steiger atmete erleichtert auf. Aber der Junge sah nicht gut aus, nachlässig gekleidet wie eh und je, blass und, ja, irgendwie auch schuldbewusst.

„Guten Morgen, Henning, schön, dass du da bist“, begrüßte er ihn wie einen alten Bekannten. „Möchtest du einen heißen Tee, es ist kalt heute Morgen, nicht wahr? Laut Wetterbericht soll aber im Lauf des Tages die Sonne durchkommen.“

Henning legte seine Jacke, den Schal und die Mütze auf den schon vertrauten Lederstuhl ab und setzte sich. Er griff nach dem heißen, dampfenden Teeglas vor ihm und wärmte seine klammen, geröteten Hände daran.

„Wie geht’s dir, Henning?“ Sebastian Steiger setzte sich gleichfalls, schlug die Beine übereinander und schaute Henning über den Schreibtisch hinweg forschend und mitfühlend an. Als Henning schwieg, beantwortete er selbst seine Frage: „Ich habe es gehört, Henning, du musstest wegen einer Alkoholvergiftung ins Krankenhaus gebracht werden. Das ist nicht gut, Henning, das ist ganz und gar nicht gut, das musst du in Zukunft unter allen Umständen vermeiden. Was glaubst du, könnte dir dabei helfen?“

Henning zuckte gleichmütig mit den Schultern.

„Nun, eine vielversprechende Möglichkeit wäre, du würdest in eine Schule, eine Art Internat gehen, in der du neben dem Unterricht auch dein Alkoholproblem in den Griff bekommen kannst. Das willst du doch, Henning, dein Alkoholproblem in den Griff bekommen, nicht wahr?“

Henning wollte sagen, dass er verdammt noch mal kein Alkoholproblem habe, aber dann ließ er es lieber sein.

„Wir könnten es zuvor mit einer Tiefenhypnose und einem anschließenden Verhaltenstraining versuchen, das ist im Allgemeinen sehr hilfreich. Was hältst du davon, Henning, sollten wir es zuvor damit versuchen?“

Henning schaute unschlüssig an Sebastian Steiger vorbei, aus dem Fenster, wo die aufgehende Sonne die graue Hauswand gegenüber in einen rosigen Schein tauchte und die kahlen Eichenäste davor einen scharfen, filigranen Schatten warfen.

„Von mir aus“, stimmte er schließlich brummend zu, „ich werde es nicht verhindern können, oder?“

„Gut, Henning, dann lass uns gleich damit loslegen. Leg dich auf die Liege dort.“

Henning trat zögernd zu der Liege an der Wand, er hatte sie bisher nicht beachtet, jetzt aber beäugte er sie misstrauisch. Auf der Couch eines Seelenklempners zu liegen, war schlichtweg lächerlich, hoffentlich erfuhr das keiner, er wäre das Gespött der ganzen Schule. Sebastian Steiger wartete, bis sich Henning umständlich zurechtgelegt und ausgestreckt hatte.

„Nun schließ die Augen, Henning, entspann dich, mach dich schwer, lass dich fallen, denk an nichts. Du fühlst dich gut, du bist jung, gesund und unbeschwert, man will mit dir zu tun haben, du wirst geliebt, geachtet, du bist glücklich. Wann warst du glücklich, Henning, wo und mit wem?“

Die warme, monotone Stimme hüllte Henning in ein angenehmes, wohliges Dunkel, *er fühlt sich leicht wie eine Feder, die über eine Wiese gaukelt, ja, dort ist der Freizeitpark von Gerbach und der Bolzplatz. „Hey, Henning“, hört er Clair rufen, „pass doch auf, sonst kassierst du gleich das fünfte Tor!“ Sie ist ganz außer Puste, wehrt Papas Ansturm keuchend ab, Oma Dengler, die eigentlich das gegenüberliegende Tor bewachen soll, hilft ihr, aber sie können nicht viel ausrichten, Papa schlägt Haken wie ein Hase, kickt den Ball vor sich her und dann, von rechts außen kommend, ein beherzter Schlag mit dem linken Fuß und Henning kassiert das fünfte Tor. „Scheiße“, mault er, „ich hab keine Lust mehr!“ Er schlägt so wütend gegen den Ball, dass der fast bis ins gegnerische Tor rollt. Clair gibt ihm recht, gegen Papa kann man einfach nichts ausrichten, das macht keinen Spaß. Und Oma war auch kein wirklicher Fußballprofi. „Aufgeben gilt nicht“, schnauft Papa, holt seinen Rucksack und setzt sich auf eine Wippe, er befördert eine Wasserflasche und eine Brotzeitbox aus dem Rucksack. „Eine kleine Stärkung gefällig, Sportsfreunde!“, versucht er die verstimzte Mannschaft aufzuheitern. „In der zweiten Halbzeit tauschen wir die Rollen, dann bewachen Clair und ich die Tore und ihr seid die Stürmer, einverstanden?“ Das ist in Ordnung, schließlich spielt Henning im Fußballverein, wäre ja gelacht, wenn er das Spiel nicht noch herumreißen könnte. Papa schenkt ihnen nichts, aber egal, er und Oma werden alles geben, und sollten sie dennoch verlieren, na wenn schon, gegen Papa zu verlieren ist keine Schande. „Wir hätten ihn nicht allein lassen dürfen“, flüsterte Henning, „Papa war ganz allein in Duderstadt.“*

„Warum bist du nicht bei ihm geblieben, Henning? Du hättest doch bei ihm bleiben können.“ „Mama braucht mich, sie hat niemanden sonst, der sie beschützt, auch die Großeltern nicht, es gab so viel Streit und Schimpf und Häme, wir mussten in die Druckerei ziehen.“

„Und dort ist alles gut, Henning?“

„Papa, er tauchte immer mal auf, einmal ertappte er Mama und mich im Getränkemarkt, wir hatten Wein und Schnaps und so was im Einkaufswagen liegen, eine Menge, für irgendeinen Geburtstag. Papa war sauer, er schimpfte mit Mama, er sagte, dass sie mich zum Säufer machen würde. Er war so zornig, da hab ich ihn gekränkt, absichtlich, ich hab gesagt, dass wir uns jeden Tag besaufen würden und ortsbekannte Säufer wären und so weiter, es hat mir so leid getan. Mama hat es gefreut, sie lobte mich. ‚Dem hast du es gegeben, dem Klugscheißer, dem hast du es tüchtig gegeben!‘, sagte sie.“ Henning stöhnte, die sanfte Stimme im Hintergrund wollte wissen: „Du säufst und kiffst, Henning, warum?“ „Dann geht’s mir gut, dann ist alles leicht und egal, ich mag mich dann, jeder mag mich, das ist geil.“ „Aber es hält nicht lange an, dieses Glücksgefühl, nicht wahr? Wie fühlst du dich danach, wenn du wieder clean bist?“ „Kotzelend, ich kotze mir dann die Seele aus dem Leib, ich hasse mich, fühle mich dreckig und verachtenswert, keiner mag mich, ich bin so allein, ich will zu meinem Papa!“

Henning schrie es fast. Sebastian Steiger zog ihn vorsichtig an den Schultern hoch, nahm ihn in die Arme und streichelte über sein feuchtes Haar, Henning schaute den Therapeuten wie erwachend an. „Henning Dengler“, meinte Sebastian Steiger eindringlich, „du bist ein wertvoller, gescheiter, liebenswerter, junger Mann von achtzehn Jahren. Du hast eine gute Zukunft vor dir, du wirst sie meistern, ganz ohne Alkohol und Drogen. Du wirst glücklich sein, Henning!“

Henning nickte, ja, er würde es schaffen. In diesem Augenblick glaubte er es.

Natürlich hatte das Ehepaar Kiefer von Hennig Denglers erneuten Eskapaden Wind bekommen, er war der Freund ihrer siebzehnjährigen Tochter Steffanie, ihrem einzigen Kind. Viel zu lang hatten sie zugeschaut, hatten den Verbesserungsbeteuerungen des Jungen geglaubt, und nun war er wieder schwer alkoholisiert im Krankenhaus gelandet. Dieses Mal war endgültig Schluss, sollte er auftauchen, würden sie ihn der Tür verweisen, er würde ihr Haus nicht mehr betreten. Steffanie musste es einsehen, sie hing warum auch immer an ihm, verteidigte ihn leidenschaftlich, aber dieses Mal gab es kein Vertun.

Die Kiefers nahmen ihre Tochter ins Gebet.

„Wenn er es mit seinen Versprechungen ernst meinen würde“, schimpfte Herr Kiefer, „dann hätte er dir zuliebe längst mit dem Rauchen, Saufen, Kiffen und Rumhängen aufgehört. Aber solange er sich nicht wie ein zivilisierter

Mensch kleidet und benimmt, wird er diese Schwelle nicht mehr übertreten, er würde dich über kurz oder lang mit in den Sumpf ziehen, dafür haben wir dich nicht großgezogen, Kind. Und sollten wir hören, dass du dich trotz unseres Verbots mit ihm triffst, ist es aus mit der großzügigen Freiheit und dem Taschengeld, notfalls bringen wir dich dann in ein Internat“, und so weiter und so fort. Steffanie kauerte wie ein gescholtenes Lämmchen auf der Couch und vergrub ihr verweintes Gesicht in ihre verschränkten Arme, ihr langes, rotblondes Haar bedeckte ihre schmalen, zuckenden Schultern. Sie erbarmte Frau Kiefer, sie setzte sich zu ihrer unglücklichen Tochter auf die Couch und nahm sie in die Arme. „Papa hat recht, Schätzchen, bei allem Verständnis, aber er ist kein Umgang für dich, es gibt andere strebsame und vernünftige Jungs. Henning Dengler brauchst du keine Träne nachzuweinen.“

Steffanie stieß ihre Mutter grob zurück und sprang auf. „Ich will aber keinen anderen, keinen von diesen überheblichen, eingebildeten Langweilern!“, rief sie empört, ihre aufgelöste Wimperntusche hinterließ dunkle Spuren auf ihren mit Sommersprossen besprenkten, feuchten Wangen. „Ich will nur Henning, damit ihr es wisst! Ihr kennt ihn nicht!“, rief sie anklagend. „Ihr wisst nicht, was für ein wundervoller Mensch er ist. Aber wenn einer mal nicht funktioniert, wenn einer mal hinfällt, dann schnell verurteilen und noch eins draufhauen, ja, das könnt ihr, und mir drohen, weil ihr glaubt, ich sei von euch abhängig und ihr könnt mich einfach so zwingen und dirigieren wie eine Marionette, aber da irrt ihr euch!“

Steffanie warf entrüstet ihr rotes, seidiges Haar in den Nacken, ihre grünen Augen funkelten angriffslustig. „Aber in meiner Brust schlägt ein menschliches Herz, wisst ihr, ich verurteile nicht so schnell wie ihr, die ihr anscheinend unfehlbar seid. Habt ihr eigentlich nie Fehler in eurem Leben gemacht? Wart ihr nie jung?“ Die Tür knallte hinter ihr zu, sie hinterließ ihre Eltern erst einmal sprachlos.

„Da hast du es, Dietmar“, meinte Frau Kiefer leicht amüsiert. „Sie hat eben dein Temperament.“

„Das kann schon sein“, gab ihr Herr Kiefer recht, „aber ich habe zudem die nötigen Mittel und die Ausdauer. Wenn wir in den Weihnachtsferien nach Kitzbühel zum Skifahren fahren, dann wird ihr in den drei Wochen die frische Winterluft die Flausen schon aus dem Kopf gepustet haben. Du wirst seh'n, einmal wird sie uns dafür dankbar sein.“

Henning stakte mit steifen Beinen, die Hände tief in den Taschen seines Anoraks vergraben, vorm Schultor hin und her, es war ihm kalt, er fror an den Füßen. Wo Steffi nur blieb? Ihre Stunde musste doch längst um sein.

Endlich sah er sie inmitten ihrer Klassenkameraden kommen, sie unterhielt sich angeregt mit ihnen. Wie unbeschwert sie lachte, wie schön sie ausschaute mit ihrer Wollmütze, unter der ihr rotes, seidiges Haar hervorkam, Henning wurde sich seines eigenen schäbigen Aussehens bewusst, mit den Kerlen um sie herum konnte er nicht mithalten. Er trat schnell neben das zurückgeschobene Metalltor, sodass er die ankommende Gruppe beobachten, sie ihn aber nicht sehen konnte, noch nicht. Erst als sie unmittelbar an ihm vorbeiging, trat Henning hervor.

„Hallo, Steffi“, sagte er kleinlaut, „kann ich kurz mit dir reden?“

„Ach, schau an“, spottete einer der Jungs, „der Henning Dengler ist von den Toten auferstanden?“ Ein Mädchen witzelte: „Darfst du dich überhaupt noch in der Schule blicken lassen, du Pfeife?“

Ein tadelnder Blick von Steffanie ließ sie verstummen und abziehen. „Also dann, bis morgen, Steffi!“, riefen sie, und mit Blick auf Henning: „Pass gut auf dich auf!“

Steffanie trat zu Henning und drückte ihm einen Kuss auf die Wange, Henning war erleichtert, sie war also nicht böse, jedenfalls nicht sehr. „Hast du Zeit?“, fragte er. „Trinken wir im Café Stauder einen heißen Kakao?“

„Ja, gern.“ Steffanie lächelte ihren Freund an. Er sah mitgenommen und bedrückt aus, registrierte sie besorgt, sie würde ihm klarmachen, dass sie zu ihm hielt, egal was getratscht wurde und ob es den Eltern passte, sie würde sich nicht einschüchtern lassen. Henning und sie gehörten zusammen, wenn es sein musste bis zum Tod, so wie Romeo und Julia eben.

Sie wanderten Hand in Hand zur Hauptstraße, wo mitten im Ort das Café Stauder lag. Um diese Zeit war dort nicht viel los, nur ein Tisch war besetzt, sie holten sich von der Theke eine bauchige Tasse Kakao und Steffanie wählte einen Fensterplatz. Die Fenster reichten bis zum Fußboden und hatten keine Scheibengardinen, sodass man den Verkehr auf der Straße und die Passanten gut beobachten konnte, umgekehrt konnten auch sie gut gesehen werden. Sie tranken schluckweise den dampfenden Kakao, er tat gut. Steffanie lächelte Henning an, stellte ihre Tasse ab und ergriff seine Hände. „Weißt du, Henning, meine Eltern haben mir verboten, mich mit dir zu treffen. Das ist natürlich Quatsch,

sie müssen lernen, dass du mir wichtig bist, wichtiger als alles andere, Henning, verstehst du?“

Henning hielt den Blick gesenkt, er schämte sich. „Es tut mir so leid“, murmelte er, „wirklich, Steffi, ich weiß nicht, wie das wieder passieren konnte, dir zuliebe wollte ich mit dem Saufen und Kiffen aufhören, ehrlich, das musst du mir glauben.“ Endlich schaute er reumütig und bittend in die schönen, verzeihenden Augen seiner Freundin, er konnte keine Spur von Vorwurf darin entdecken.

„Pass auf, Henning“, erklärte sie und ließ seine Hände los, so als wolle sie nun zum geschäftlichen Teil des Gesprächs übergehen. „Meine Eltern sind sauer, sie wollen, und ich will es natürlich auch, dass du ernsthaft damit aufhörst. Sie bestehen darauf, dass wir uns über einen längeren Zeitraum nicht sehen, bis du bewiesen hast, dass du trocken bist und die Schule im Griff hast. Dann werden sie nichts mehr gegen uns haben, sie mögen dich eigentlich, weißt du. Leider muss ich mit ihnen in den Weihnachtsferien nach Kitzbühel fahren, zum Skilaufen, das ist Tradition bei uns, davor kann ich mich nicht drücken. Du fährst ja auch zu deinem Vater und zu Clair, stimmt’s?“

Henning nickte, er wäre jetzt so gern mit ihr allein gewesen, irgendwo, hätte so gern ihre tröstliche Wärme gespürt und ihre frische Unbefangenheit.

„Wie oft musst du eigentlich noch zu diesem Therapeuten gehen, immer am Freitagmorgen, nicht wahr?“

Henning nickte verlegen, es war ihm peinlich, dass sie davon wusste. „Vor den Ferien noch einmal, wenn überhaupt. Vielleicht auch gar nicht mehr. Ich weiß nicht, das bringt doch nichts!“

Aber Henning war sich, wenn auch widerwillig, bewusst, dass die Therapie bei Sebastian Steiger ein Strohalm war, den er ergreifen musste. So betrat er in der Woche vor Weihnachten mürrisch, aber pünktlich am Freitagmorgen dessen Arbeitszimmer.

„Hallo, Henning“, begrüßte ihn Sebastian Steiger wie gewohnt, „schön, dass du da bist. Ungemütlich heute Morgen, nicht wahr? Bist du mit dem Bus gekommen?“

„Klar“, brummte Henning einsilbig. Er zog sich aus und lümmelte sich auf den Lederstuhl, Sebastian Steiger stellte wie gehabt ein Glas mit dampfendem Tee vor ihm auf den Schreibtisch.

„Wie geht's dir, Henning, hattest du eine gute Woche?“

„Geht so. War schon okay.“ Henning verschwieg, dass er eben im Bus mit einem alten Mann Ärger bekommen hatte, der ihn tatsächlich mit seinem Gehstock traktierte, weil er nicht seinen Platz für ihn räumen wollte, dieser arrogante Arsch. Der meinte, nur weil er alt sei, könne er ihn wie einen Hund mit einem Gehstock traktieren. Natürlich war er sitzen geblieben, jetzt erst recht, obwohl sich der Alte, und nicht nur der, furchtbar über die verwahrloste Jugend von heute aufregte.

Henning schlürfte von seinem Tee, er rann ihm wohltuend durch die Kehle, das beruhigte und senkte den Adrenalinpiegel.

„Was meinst du, Henning, bist du bereit, können wir loslegen?“ Henning antwortete nicht, er betrachtete versonnen die nackten Äste vorm Fenster und die trostlose, graue Hauswand dahinter, die noch im Morgendämmerlicht lag.

„Schon gut“, murmelte er und begab sich zur Liege. Ehrlich gesagt, es tat nicht weh, darauf zu liegen, es entspannte sogar, das musste man schon zugeben.

Er streckte sich ergeben darauf aus und schloss die Augen. Was soll's, dachte er noch, es kann ja nicht schaden.

Er lauschte der sanften Stimme des Therapeuten und ließ sich von ihr in die Vergangenheit entführen, in seine Vergangenheit. Die monotone Stimme räumte Schuldgefühle weg, zeigte ihm einen kleinen, verängstigten Buben, der sich allein und schutzlos fühlt in einer Welt von Zorn, Spott, Häme, Neid und Streit, zeigt ihn mit der kleinen Schwester, die weinend Trost und Schutz bei ihm, dem großen Bruder, sucht. „Warum bist du geblieben, Henning?“, wollte die sanfte Stimme wissen. „Warum bist du immer noch da?“

„Mama“, stöhnte Henning, *„ich habe Angst, sie tut sich etwas an, sie deutet es immer mal an, ihre Kopfschmerztabletten liegen zuhauf in ihrem Nachtschrank, ich werfe sie weg, immer wieder, und einmal machte sie es wirklich, beinahe. Sie weckte uns mitten in der Nacht, wir müssen mit ihr auf den Balkon hinausgehen, als sie über die Brüstung klettert, begreifen wir, was sie vorhat, sie steht mit dem Rücken zu uns und hält sich am Balkongeländer fest, sie will springen, sie will sich umbringen. Clair schreit panisch, meine kleine Schwester Karo auch, sie zittert und friert in ihrem dünnen Nachthemd, sie weint und versteht nichts. Ich bin wie gelähmt vor Angst und kann nichts machen, nur sagen: ‚Mama, bitte komm zurück! Bitte spring nicht!‘ Sie springt nicht, sie klettert herein und geht in die Küche, sie kippt einen Schnaps hinunter und jammert und erzählt, dass Gerd sie verlassen habe,*

mit ihrer besten Freundin, die mit ihrem Mann und ihren drei Kindern gegenüber wohnt. Durchgebrannt seien sie, der Teufel soll sie holen, das gemeine Pack, in der Hölle sollen sie schmoren. Mama legt sich auf die Couch und schläft, sie schnarcht. Wir gehen in mein Bett, meine Schwestern zittern und jammern und wollen nicht aufhören damit. Am Morgen schimpft Mama immer noch über ihre hinterhältige, sogenannte beste Freundin, die ihr den Mann gestohlen hat. Mama beschwert sich über den abartigen Kerl, dieses Mal meint sie nicht Papa, sie meint Gerd 1, der sie so heimtückisch im Stich gelassen hat, sie wird es ihm heimzahlen, er soll nirgendwo seinen Fuß mehr hinsetzen können, dafür werde ihr Vater, mein Opa, schon sorgen. Clair will nach den Herbstferien nicht mehr zurück zur Mama, sie will bei Papa bleiben.“

„Und sie hat es geschafft, nicht wahr, Henning? Sie ist bei ihrem Papa geblieben?“, erkundigte sich die sanfte Stimme im Hintergrund. „Das war gut, Henning, das wird eurer Mutter helfen, sich auf ihre eigene verwundete Seele zu besinnen, auf ihre Vergangenheit, mit der sie sich auseinandersetzen, die sie bewältigen und akzeptieren muss, anstatt sie ihren Kindern aufzubürden. Ihre Liebe ist der Würgegriff einer Ertrinkenden, Henning, wenn du deine Mutter achten und lieben willst, dann befreie dich und lasse sie im Stich. Sie wird sich nichts antun, Henning, sondern mit der Kraft der Verzweiflung Hilfe suchen. Tu nur das, was *du* willst, Henning, sei endlich frei. Dann wird alles gut.“

Sebastian Steiger streichelte über das schweißfeuchte Haar seines jungen Patienten, der langsam zu sich kam und ihn verwirrt anschaute. Er wusste, Henning würde sich nicht daran erinnern, was er eben durchleiden musste, aber in seinem Unterbewusstsein würde ein Umdenken stattfinden, er würde viele Dinge anders sehen und einordnen können, das war auf seinem schmerzlichen Weg zur Genesung wichtig. Aber um seine verlorene Kindheit würde er immer trauern müssen, die würde ihm kein Therapeut der Welt zurückgeben können.

Ulrich wartete schon eine geraume Zeit vor dem Geländer des Fußballvereins SSJV 1960 auf seinen Freund Henning, er war sein bester und einziger Freund. Als er selbst noch klein war, hatte er auch in diesem Verein gekickt, seine Mutter hatte eine Weile darauf bestanden, aber warum sein Freund immer noch dabei war, das war ihm schleierhaft. Er wurde weder von übertriebenem Ehrgeiz noch von großer Begeisterung getrieben, oft schwänzte er das Training auch.

Ulrich war von jeher ein selbstbestimmtes Kind gewesen, niemand, höchstens die Mutter, die aber selten da war, durfte über ihn bestimmen, keines der unerfahrenen Kindermädchen hatte es lange bei ihm ausgehalten. „Diese labilen Dinger“, hatte seine Mutter immer geschimpft, „nicht einmal mit einem kleinen Jungen werden sie fertig!“ Nie hatte sie hinterfragt, warum der Verschleiß an Kindermädchen so groß bei ihm war, es hatte sie nicht interessiert, eigentlich interessierte sie sich auch nicht wirklich für ihren Sohn. Sie war eine sehr beschäftigte Frau, das musste man schon zugeben, sie besaß und leitete einen Baumaschinenpark und verließ zu horrenden Preisen Lastautos, Kräne, Bagger und so was. Sie stolzierte mit ihren hohen Absätzen grazil und eifrig durch die eisernen Riesen, verhandelte mit Kunden, delegierte und prüfte, ihre Angestellten waren voller Respekt und Hochachtung für sie. Auch Ulrich war stolz auf seine schöne Mutter, nur leider bekam er sie selten zu Gesicht, auch die Großeltern nicht, die in Portugal eine Ferienanlage betrieben. Seine täglichen Kontaktpersonen waren die Köchin und die Zugehfrau, aber auch bei ihnen wollte sich keine echte gegenseitige Zuneigung einstellen, sie waren halt dumme Angestellte, die ihre Arbeit im Haus verrichteten, sonst nichts. Ulrichs Vater hatte allem Anschein nach seinen Sohn vergessen, meistens wenigstens, gelegentlich kam eine Karte von irgendwoher, einmal aus dem Kongo, dann aus Indien, aus Bangladesch, Thailand oder aus Sumatra, Ulrich sammelte sie wie Heiligtümer. Alle Jubeljahre tauchte er selbst für ein paar Tage auf, ein braun gebrannter, charmanter, muskulöser Abenteuertyp, der praktisch schon alles auf der Welt gesehen und erlebt hat. Ulrich lauschte dann hingerissen seinen spannenden Reiseberichten und wurde nicht müde, seinem Vater auf Schritt und Tritt zu folgen, ja, bis er begriff, dass sein Vater nicht wegen ihm heimkam, sondern weil er Geld brauchte, weil seine monatlichen Zuschüsse, die ihm nach der Scheidung zustanden, wieder nicht ausgereicht hatten. Wenn Mutter ihm dann einen angemessenen Scheck ausstellte, um ihn möglichst schnell loszuwerden, den Streuner, wie sie ihn verächtlich nannte, verschwand er wieder, ohne Abschied und ohne Hinweis auf seine Absichten oder Ziele. Ulrich bewunderte seinen Vater dennoch grenzenlos, so wie er wollte er auch sein, ein Abenteurer ohne Furcht und Schrecken, der die ganze Welt bereiste und viel erlebte. Henning würde er mitnehmen, sozusagen als seinen Reisebegleiter. Dass er arm war, spielte keine Rolle, Geld hatte er für sie beide genug.

Henning kam, seinen Turnbeutel lässig über die Schulter geworfen, ohne Eile

angeschlendert. Er war wie immer sehr nachlässig gekleidet, aber Ulrich fand, Henning konnte es sich leisten, es verlieh ihm eine Art „Einsamer-Wolf-Flair“, manche Mädchen standen auf so was.

„Endlich, Alter!“, rief er ihm entgegen. „Ich frier mir schon den Arsch ab!“

Henning betrachtete seinen Freund abschätzend grinsend. „So schlimm kann es bei deinem pelzgefütterten Zeugs nicht sein. Wo geht's denn hin?“

„Erst einmal zu mir, dann ziehen wir los und haben Spaß! Nun komm schon, Alter, beweg dich ein bisschen!“

Später lagen sie in Ulrichs Zimmer auf seinem Bett und machten es sich gemütlich, sie drehten sich einen Joint, tranken ein Bier und surfen im Internet. Auf einmal meinte Ulrich: „Wenn wir die verdammte Schule hinter uns haben, Henning, dann zieh'n wir los, dann kann uns das Drecksnest hier egal sein, ich kann's kaum noch erwarten. Was meinst du, Alter, fahren wir zuerst nach Kanada in die Rocky Mountains, durchfliegen den Grand Canyon, reisen dann nach Rio de Janeiro und steigen auf den Zuckerhut, schippern anschließend in der Karibik herum und tauchen nach den Schätzen der untergegangenen Piratenschiffe? Oder wir fliegen mit unserem Segelflugzeug nach Afrika in die Serengeti und organisieren eine Elefantenjagd. Dort treffen wir sicher meinen Vater, er ist Großwildjäger, weißt du. Oder wir machen eine Weltreise und bereisen alles nacheinander. Was meinst du, Henning?“

Henning sog genüsslich an seinem Joint, er sollte sein letzter sein, denn für das, was *er* vorhatte, brauchte er einen klaren Kopf. Er schaute seinen Freund schläfrig lächelnd an.

„Ich werde vorerst nicht mitkommen können“, meinte er, „denn zuvor will ich studieren, Ulrich. Ja, da schaust du, was? Ich werde Chemie studieren wie mein Vater, und zwar in Göttingen. Die Universität dort ist weltberühmt, musst du wissen, schon Goethe und Schiller haben dort studiert und Heyne und Freiherr von Knigge und so fort. Außerdem wohnt mein Vater in der Nähe, in Duderstadt nämlich, er kann mir helfen.“

„Toll“, meinte Ulrich und versuchte seine Enttäuschung zu verbergen, „und wie, bitte, willst du das mit deinen Noten und mit keinem Cent in der Tasche machen?“

Henning ließ sich nicht beirren. „Wenn ich mir jetzt nicht in den Hintern trete, werde ich ohne Schulabschluss dastehen. Weißt du, ich habe genug vom Rumhängen, vom Saufen, Kiffen und im Krankenhaus landen. Was eigentlich

willst du nach der Schule machen, Ulrich, ich meine, was für einen Beruf willst du ergreifen?“

Ulrich hoffte immer noch, dass es sich nur um eine Laune des Freundes handelte, ein Gedankenspiel, das ihm nicht sonderlich gefiel. „Ich hab keinen Bock auf die Scheiße“, meinte er ein wenig zu heftig und sog nervös an seinem Joint. „Ich brauch den Stress nicht, ich heirate eine reiche Frau, wie mein Vater, was weiß ich. Oder ich werde Astronaut, keine Ahnung.“

„Aber ich brauche einen ordentlichen Beruf, Ulrich“, meinte Henning entspannt, „ich bin von Berufs wegen eben nicht Sohn, so wie du, ich muss Geld verdienen, ehe ich eine Weltreise machen kann, verstehst du? Es liegt verdammt noch mal an mir, ob ich in der Gosse lande oder nicht. Ganz ehrlich, Ulrich, ich will nicht in der Gosse landen.“

„Ich bin ja auch noch da, Alter!“ Ulrich war verunsichert, ein wenig hilflos, was war nur in den Freund gefahren? „Ich hab genug Geld für uns beide, du bist doch mein Freund. Überlass die Tretmühlen den Strebern und Arschlöchern, wir haben das nicht nötig. Kapiert, Alter?“

Henning überhörte den freundschaftlichen Befehlston, er war zu sehr mit seinen neuen Plänen beschäftigt. „Ab morgen werde ich mir meine Schulbücher vorknöpfen und lernen, irgendwie werd ich es schon schaffen. Und du auch, Ulrich, wenn du es nur willst.“

„Das sagt ausgerechnet einer, der die Pauker verabscheut? Das ist doch ein Witz, Alter, oder?“

„Die Pauker sind mir scheißegal, Mann. Mama werd ich es noch nicht verklickern, sie argwöhnt sonst gleich wieder wer weiß was. Aber Papa sage ich es, wenn ich über Neujahr bei ihm und Clair bin. Komm doch mit, Ulrich, Papa würde es freuen. Was ist los, kommst du mit?“

Am Neujahrstag wanderten Dr. Florian Dengler, seine Kinder Clair und Henning und dessen Freund Ulrich den Wanderweg zum Brockenbahnhof hinauf. Es war ein langer, mühsamer Anstieg, trotz der Minusgrade wurde es ihnen recht warm dabei. Die Jungs zogen die zwei Schlitten hinter sich her, die sie hernach für die Abfahrt brauchten. Am späten Mittag erreichten sie die Bahnhofs-gaststätte, sie war ziemlich voll mit Ausflüglern, eine kleine Menschenschlange drängte sich vor einer Theke, an der es heiße Würstchen, Brötchen, Grog und heißen Apfelsaft zu kaufen gab, daneben konnte man für die Brockenbahn